

»Was nie geschrieben wurde, lesen«

Von der Zeichenhaftigkeit am Grund der Bilder

Vorsicht

Zum Zeitpunkt der Finalisierung des vorliegenden Hefts kursierte im Netz ein recht simples Foto, begleitet von der Frage: Sehen Sie hier eine Tür oder einen Strand?¹ An der Antwort schieben und scheiden sich die Geister, die meisten, so heißt es, woll(t)en eine Tür sehen; es ist aber ein Strandfoto, um 90° nach links gekippt. Haben also diejenigen, die Mehrzahl noch dazu, die eine Tür erblick(t)en, unrecht, war der Strand für sie unsichtbar? Oder blieb umgekehrt die Tür für diejenigen, die von Anfang an den Strand gesehen haben, unsichtbar – verborgen hinter der Sichtbarkeit des Strandes? Etwas sehen heißt immer zugleich auch etwas anderes nicht sehen. Das ist freilich eine Binsenweisheit, aber eine, die immer wieder aufs Neue aufzudecken (oder jedenfalls an sie zu erinnern) die Literatur geeignet ist. Die – paradoxe –

Antwort »der« Literatur (wenn es sie gibt) auf die Frage, ob besagtes Foto denn nun eine Tür oder einen Strand zu sehen gebe, würde also so schlicht wie unmissverständlich lauten müssen: ja.

Hinsicht

Den Anstoß zur Konzeption des Hefts gab ursprünglich eine bildungspolitische Beobachtung, die in Österreich im Gefolge der Einführung der sogenannten »Zentralmatura« (recte: teilstandardisierte kompetenzorientierte Reifprüfung – an AHS 2014/15 – bzw. Reife- und Diplomprüfung – an BHS 2015/16) sehr schnell die Runde machte, nicht nur, aber vor allem in deutschdidaktischen Kreisen: dass die Literatur dabei zusehends (!) aus dem Blick gerate – sowohl dem der Schülerinnen und Schüler als auch der Lehrpersonen. Dazu ist, auch in dieser Zeitschrift, schon manches gesagt worden, und nicht die Triftigkeit dieser Beobachtung steht im Fokus der nachstehend versammelten Überlegungen unserer internationalen wie interdisziplinären Autorinnen und Autoren. Es geht vielmehr um die mit dem diagnostizierten Problem verschwindender Sichtbarkeit der Literatur im schulischen Kontext mit aufgerufene Frage danach, worin diese denn eigentlich bestehe: Wie wird Literatur sichtbar und wie macht sie ihrerseits sichtbar? An Letzterem, daran also, *dass* Literatur Dinge – Themen, Sachverhalte, Zusammenhänge – sichtbar macht, dürfte weiter kein Zweifel bestehen; aber gibt es einen Konnex zwischen dieser ihrer spezifischen (eben literarischen: literarästhetischen) Weise, Dinge sichtbar zu machen, einerseits und ihrer eigenen

1 <https://kurier.at/leben/foto-spaltet-community-sehen-sie-eine-tuer-oder-einen-strand/400105670> [Zugriff: 22.8.2018].

Sichtbarkeit respektive Unsichtbarkeit, zumal im gesellschaftlichen Feld, andererseits? Die Tragweite dieser Fragestellung – die natürlich die gesamte Bandbreite zwischen dem theoretischen (z. B. philosophischen, ästhetischen, metapsychologischen) und dem praktischen (z. B. didaktischen, politischen, soziologischen) Bereich einnimmt – lässt sich im Umfang eines Zeitschriftenhefts freilich nicht einmal annähernd abdecken, geschweige denn erschöpfen oder gar vermitteln; doch liefern die eingelangten Beiträge wertvolle Hinweise auf bzw. geben interessante Einblicke in die verschiedenen Dimensionen und Aspekte dieser Thematik.

Bevor ich die Beiträge kurz vorstelle, möchte ich einleitend einige Reflexionen über die *Sichtbarkeit (in) der Literatur* anstellen, und zwar entlang dreier – nach meinem Dafürhalten – einschlägiger Sentenzen, von denen zwei aus dem literarischen Spektrum stammen, nämlich von Hugo von Hofmannsthal und Robert Musil, während eine dritte (literatur-)theoretischer Provenienz ist und sich bei Paul de Man findet. Sie lauten:

- »Was nie geschrieben wurde, lesen« (Hugo von Hofmannsthal)
- »([W]ir) (haben) eher zu lernen, wie man Bilder *liest*, als wie man sich einen Sinn *vorstellt*« (Paul de Man)
- »Man sieht viele unsichtbare Dinge.« (Robert Musil)

Unbeschadet der verschiedenen, ungeachtet ihrer jeweils präferierten Terminologie von der Stoßrichtung her größtenteils übereinstimmenden, in jedem Fall als »*visual*« sich präsentierenden *turns* seit den 1990er Jahren

liegt doch wort- bzw. schriftsprachlich wie bildsprachlich realisierten Bedeutungszusammenhängen jedenfalls dies eine gleichermaßen zugrunde, dass es sich nämlich in beiden Fällen um *Zeichensysteme* handelt (wie uns nicht erst, aber besonders nachhaltig und trotz berechtigter nachmaliger Kritik an ihm der Strukturalismus vor allem slawisch- wie romanischsprachiger Prägung gelehrt hat). Was die Frage der *Sichtbarkeit* solcher Zeichensysteme betrifft (die nicht schon identisch ist mit der Frage nach deren *Lesbarkeit*), läuft ihre Unterschiedenheit nicht auf die in gewisser Weise künstliche und sachlich jedenfalls irreführende Alternative Sprache vs. Bild (bzw. »Denken/Schreiben/Erzählen mit Worten« vs. »Denken/Schreiben/Erzählen mit Bildern«) hinaus. Gerade der Strukturalismus und an ihn (durchaus kritisch) anschließende Ansätze hatten diese allzu einfache Opposition bereits unter Verweis auf die beiden Formen der Wahrnehmung zugrundeliegenden Bedingungen der Möglichkeit des Erfassens von Bedeutung überhaupt zu unterlaufen versucht. Viel eher als die vermeintliche Entscheidung zwischen zwei mutmaßlich heterogenen Tätigkeiten »Lesen« und »Schauen« steht daher bezüglich der Frage nach der Sichtbarkeit (in) der Literatur im Mittelpunkt des Interesses, wie es überhaupt zum In-Erscheinung-Treten von etwas Bedeutsamem kommt, wie Bedeutsames also sichtbar wird. Im einen wie im anderen Fall, bei wort- bzw. schriftsprachlich realisierten Bedeutungen wie bei bildsprachlichen, geht es um Formen des Sehens und in weiterer Folge des Lesens von (sichtbar gewordenen) Zeichen. Von daher sind

Literatur- (und das heißt zuerst und zunächst: Text-)Wissenschaftler/innen und Bildwissenschaftler/innen ungeachtet der mit den eingangs erwähnten *turns* erfolgten Hinwendung zu bildsprachlichen Erscheinungsformen von Kultur gleichermaßen gut beraten, mit Zeichen aller Art zu rechnen bzw. rechnen zu lernen, zumal wenn sie in didaktischen Arbeitsbereichen tätig sind. Wenn der ganz bewusst Strukturalismus und Hermeneutik miteinander auszusöhnen bemühte Paul Ricœur bekanntermaßen vom zwischen (Schrift-) Sprache und Bild angesiedelten *Symbol* in definitiver Absicht gesagt hat, es gebe zu denken (Ricœur 1974, S. 163; dazu etwa Kemp 1970 und Meyer 1990), so wäre mit Blick auf das *Zeichen* zu ergänzen, es gebe zu *lesen* – und zwar unabhängig davon, in welcher konkreten Form es zur Erscheinung gelangt.

Unter diesem Aspekt ließe sich die erste der drei unsere Überlegungen leitenden Sätzen, Vers 540 des 1893 verfassten, 1894 veröffentlichten und 1898 uraufgeführten Versdramas *Der Tor und der Tod* Hugo von Hofmannsthal (welcher u. a. für Walter Benjamins geschichtsphilosophisch motivierte Redimensionierung der literarischen Hermeneutik von Bedeutung war), vielleicht dadurch erst richtig würdigen, dass man sie ernst – und das heißt diesfalls: ganz wörtlich – nimmt: »Was nie geschrieben wurde, lesen« (Hofmannsthal 1900, v. 540) umfasste dann nicht nur, worauf Benjamin in erster Linie abhebt, (historische) Handlungen, die es gleichwohl zu »lesen« gälte wie literarische Narrationen, sondern eben auch – nie geschrieben, weil gezeichnet oder gemalt oder auf andere Weise visuell realisiert: bildliche Narra-

tionen. Wie (für – nicht allein – Benjamin) in der Geschichte, so wird auch in Geschichten und Bildern Literatur sichtbar, bzw. umgekehrt: Was in Geschichte/n und Bildern sichtbar wird, empfiehlt er, Benjamin, – und empfiehlt sich allgemein – wenn nicht (ausschließlich) *als*, so doch (immer auch) *wie* Literatur aufzufassen.

Auf die dazu erforderliche Fertigkeit würde sich sodann unsere zweite Sätzen richten, Paul de Mans in Auseinandersetzung mit literarischen, insbesondere mit bildstarken, vor allem lyrischen Texten gewonnene Einsicht, die er ebenfalls in die Form einer Empfehlung an den/die Literaturwissenschaftler/in kleidet: dass wir nämlich »eher zu lernen haben, wie man Bilder *liest*, als wie man sich einen Sinn *vorstellt*« (de Man 2008, S. 323, kursiv i. O.).

Es war der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan, der in kritischer Auseinandersetzung mit dem postum erschienenen Spätwerk seines langjährigen philosophischen Gesprächspartners Maurice Merleau-Ponty mit dem bezeichnenden Titel *Das Sichtbare und das Unsichtbare* (Merleau-Ponty 1986) in seinem Seminar über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* (Lacan 1978) auf die fundamentale Spaltung des Sehvermögens in Auge und Blick hingewiesen hat. Dabei macht sich, verkürzt dargestellt, das Auge solcherart im Blick des Sehenden bemerkbar, dass es dessen Illusion eines autonomen und gleichsam selbsterzeugenden kognitiven Vermögens stört, indem es dort als blinder Fleck erscheint. Damit wird das sehende Subjekt gewahr, dass es, wenn es sieht, zugleich immer auch gesehen wird (eine Doppelung, die im französischen *regarder* – »schauen«,

»betrachten«, aber auch »betroffen sein« – angelegt ist), sein vermeintlich neutraler Blick entpuppt sich als Ausdruck eines Begehrens. Dessen oberstes Ziel wäre, sich selbst beim Sehen sehen zu können, also zu sehen, *wie* man sieht (und nicht nur, *was* man sieht); ein solches Ziel verfolgt nun auch in gewisser Weise die Literatur, sofern sie, wie oben dargelegt, mit dem Sichtbarmachen von Dingen beschäftigt ist: Nicht nur macht sie Dinge sichtbar, sie sagt vielmehr auch und »zeigt« gleichsam nolens volens, dass und wie sie dies tut. Dieses Sagen und Zeigen nicht nur der Dinge, sondern zugleich der Sichtbarkeit der Dinge macht sich freilich als Störung des einfachen Sehens bemerkbar, es unterbricht die Sichtbarkeit, indem es sie auf deren Möglichkeitsbedingungen hin befragt und diese literarisch ausstellt. Wie man, mit den Worten Robert Musils (der hierin wie auch sonst in manchem Merleau-Ponty überraschend nahesteht), »viele unsichtbare Dinge sieht« (Musil 2009, Nachlass Mappe VII/6/50) – dies unsere dritte Leitsentenz –, so liest man in literarischen Texten nicht nur das, was in ihnen und durch sie sicht- bzw. lesbar wird; man liest vielmehr auch das Ungeschriebene mit, das in analoger Weise zum Verständnis des Textes beiträgt wie das Ungesehene, nicht Dargestellte, Weggelassene zum Erfassen eines Bildes (dazu bspw. Stoellger 2014). Nicht umsonst hat Musil seine Vorstellung vom Wesen und von der Leistung der Literatur auch an der Gestalttheorie und deren »Entdeckung« des Wechselspiels von Figur und Hintergrund für die Wahrnehmung geschärft.

Das (bildliche) Vorstellungsvermögen reicht, was Sinnbildung (zumindest) an literarischen Texten betrifft, deswegen zu kurz, weil der Sinn nicht allein davon abhängt, was sich beim Lesen des Textes vor dem geistigen Auge der Lesenden bildet, sondern auch von dem, was sich ihm entzieht – vom Sichtbaren wie vom Unsichtbaren gleichermaßen. Bilder lesen lernen, wie de Man fordert, würde im Unterschied zum einfachen Bildersehen bedeuten, dieser unaufhebbaren Doppelung beim Sehen und Lesen, dieser Spaltung von Auge und Blick Rechnung zu tragen zu versuchen. Lesen hieße aufmerksam dafür sein oder werden, wie viele unsichtbare Dinge man sieht – die nie geschrieben wurden oder besser: die geschrieben wurden, indem sie *nicht* geschrieben wurden.

Übersicht

In einem ersten Teil stehen *didaktische und bildungspolitische Konsequenzen* des hier knapp skizzierten Problemfelds der Sichtbarkeit (in) der Literatur zur Debatte. Inwiefern Sichtbarkeit mit Messbarkeit korreliert ist und in welche Aporien die Engführung von beidem im Unterricht führt, erörtert der emeritierte Hamburger Professor für Bildende Kunst und Bildungstheorie und als Psychoanalytiker in Berlin tätige *Karl-Josef Pazzini* in seinem Beitrag »Sehnsucht nach Sichtbarkeit, Abgrenzbarkeit und Zurechenbarkeit« vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Kompetenzorientierung in der Didaktik. Indem er etwa Messbarkeit als gleichsam unangreifbare, selbstevidente Registratur von Zählbarem (der Pol der Sichtbarkeit im Unterricht) dem Urteil als

Entscheidung und angreifbarem Akt (der Pol der Unsichtbarkeit) kontrastiert, kommt er zu dem Schluss, dass Kompetenzdenken ein Rückfall in ältere Philosophie sei, die noch nicht mit den für Bildung und Unterricht maßgeblichen Prozessen der Subjektivierung auf beiden Seiten des Katheders gerechnet habe. Die Klagenfurter Literaturdidaktikerin *Hajnalka Nagy* stellt in ihrem Beitrag »(Un-)Sichtbarkeit der Literatur in Schule und Gesellschaft« ein Konzept von literarischer Bildung als Dispositiv im Foucault'schen Sinn zur Diskussion und schließt nahtlos, wenngleich aus anderer, spezifisch literaturdidaktisch gewichteter Perspektive an die Subjektivierungsthematik des Beitrags von Pazzini an, wenn sie die Aufmerksamkeit auf hegemoniale Narrative lenkt, die unter der Maßgabe dieses Dispositivs auf Subjektformierungen und Selbstthematisierungen wirken, indem sie etwa literarische Bildung mit nationaler Identität verbinden. Anhand ausgewählter Beispiele aus dem deutschdidaktischen Bereich (darunter die hier eingangs erwähnte Zentralmatura) analysiert sie den Bildungswandel, in dessen Verlauf die Literatur zusehends aus dem Blick zu geraten droht, und beleuchtet dessen tieferliegende gesellschaftliche Hintergründe. Am konkreten Beispiel der Shoah widmet sich sodann der an der PH Burgenland tätige Wiener Germanist *Martin A. Hainz* in seinem Beitrag »Auschwitz sichtbar machen?« der schwierigen Herausforderung, ob und wie Geschichte und insbesondere *diese* – unsägliche, unaussprechliche, unbeschreibliche ... und auf nachgerade gleißende Weise »unsichtbare« – Geschichte im Deutschunterricht den-

noch sichtbar gemacht werden kann: Wie von etwas erzählen, d. h. etwas sichtbar werden lassen, im Bewusstsein darüber, dass diese Sichtbarmachung zugleich eine Unsichtbarmachung bedeutet? – Vielleicht, so Hainz, in Form einer Erzählung von denjenigen Narrativen, die (so viel immerhin jedenfalls) nicht stimmen *können* ...

Ein zweiter Teil versammelt drei Beiträge, die verschiedene Zugänge zur gemeinsamen (Doppel- oder vielmehr Vexier-)Frage »Visuell(e) Literatur verstehen?« repräsentieren. Die an der Fachhochschule Nordwestschweiz lehrende Professorin für Ästhetische Bildung *Gabriele Lieber* und die ebenda tätige Deutschdidaktikerin *Swantje Rehfeld* verfolgen in ihrem als Grundsatzeintrag angelegten Text »Wie das Bild zur Sprache und die Sprache zum Bild kommt« die zwischen den Ausdrucksformen wechselnden Sichtbarkeiten und stellen wichtige Eckpunkte einer Text-Bild-Didaktik vor, die den zu deren Erfassung erforderlichen rekursiven (multimodalen und multiperspektivischen) Verstehensprozessen gerecht zu werden trachtet. Der an der Universität Mozarteum in Salzburg wirkende Professor für Bildnerische Erziehung *Franz Billmayer* geht im gemeinsam mit der Grafikdesignerin und an der HTL ebenda tätigen Fachlehrerin für Typographie *Anna Gollackner* verfassten und grafisch gleichsam selbstreferentiell gestalteten Beitrag »Augen auf. Erst schauen, dann lesen« der Frage nach, inwiefern bestimmte visuelle Aspekte von Texten deren Bedeutung beeinflussen, und plädiert wie der Vorgängerbeitrag für den Einsatz multimodaler Texte im Unterricht. *Sabine Fuchs*, Professorin an der PH Steiermark und

Leiterin des dort angesiedelten Zentrums für Forschung und Didaktik der Kinder- und Jugendliteratur, bemüht sich in ihrem Beitrag »Sichtbar machen – Narration im textlosen Bilderbuch« darum, das transmediale Potenzial des Narrativen auszuloten, das sie auf einer anthropologischen Grundlage verortet sieht und dem sie wachsende Bedeutung auch und vor allem im Sinne des »Transnationalen« attestiert, insofern sogenannte *silent books* unabhängig von Sprachkenntnissen von allen Betrachtenden gelesen werden können. Der mit zahlreichen Beispielen und Hinweisen aufwartende Beitrag vermittelt eine anregende Ahnung davon, wie vor allem in Unterrichtssituationen narrative Bildtexte in literarästhetischer didaktischer Absicht eingesetzt werden können und verdeutlicht zugleich das solcher Verwendung innewohnende gesellschaftspolitische Momentum.

Einem Gespräch zwischen *Anna Schober-de Graaf*, Professorin für Visuelle Kultur an der AAU Klagenfurt, und dem am Universalmuseum Joanneum in Graz tätigen Kunstvermittler und Kurator *Markus Waitschacher* über »Räume und Taktiken der Kunstvermittlung«, in dem in lockerem Ton Strategien zur Sichtbarmachung von Kunst in unterschiedlichen Kontexten von Öffentlichkeit erörtert werden, die *mutatis mutandis* durchaus für die spezifischere Problemstellung des Sichtbarmachens von Literatur erprobt zu werden verdienten (siehe dazu nicht zuletzt das Coversujet des vorliegenden Hefts), folgen in einem dritten Teil drei Beiträge als Anregungen und mit Beispielen für das Arbeiten mit visuellen Texten resp. Materialien im Unterricht: Während *Hans J. Wulff*, pensionierter

Professor für Medienwissenschaft am Institut für Literaturwissenschaft der CAU Kiel, die »Film- und Fernsehgeschichte der aesopischen Fabeln« Revue passieren lässt und eindrücklich die Reichhaltigkeit und prägende Kraft dieser besonderen literarischen Form unterstreicht, präsentiert die derzeit als DAAD-Lektorin an der PUCV Valparaíso in Chile weilende *Sarah Moldenhauer* das intermediale »Projekt *TrickMisch* als *Empowerment*-Instrument für junge Deutschlernerinnen«. *Teresa Scheubeck*, Doktorandin am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur der Universität Regensburg, legt mit ihrem praxisnahen Beitrag »Zur (Un-)Sichtbarkeit des Narrativen« eine kritische, doch dessen Einsatz im Unterricht affirmierende Analyse eines Werbespots auf der Grundlage eines erweiterten Textbegriffs vor, der semantische Ordnungen in (wort-)sprachlich wie bildlich realisierten Zeichensystemen zu erheben und interpretieren erlaubt. Insofern sie ihre Ausführungen um konkrete Aufgabenstellungen ergänzt, wie sie im Deutschunterricht einsetzbar wären, bildet Scheubecks Beitrag eine tragfähige Brücke zwischen den theoretischen Reflexionen über die Sichtbarkeit (in) der Literatur, mit denen das Heft anhebt, und den ausgewählten Beispielen für deren unterrichtspraktische Umsetzung, mit denen es seinen weiten thematischen Bogen schließt.

Abgerundet werden die Ausführungen mit einer von der Klagenfurter Literaturwissenschaftlerin *Viktoria Walter* zusammengestellten Auswahlbibliographie zu literaturwissenschaftlichen und fachdidaktischen Fragestellungen zum Thema. Die Frage »Kann

Deutschförderung ideologiefrei gedacht werden« führte zu einer kontroversen Debatte in der *ide*-Redaktion: Ursula Esterl und Nicola Mitterer diskutieren mit Werner Wintersteiner über den ideologischen Hintergrund der Frage der Deutschförderung an Österreichs Schulen. In einem Nachruf gedenkt Werner Wintersteiner des kürzlich verstorbenen Literaturwissenschaftlers und -didaktikers Professor Karlheinz Fingerhut, dessen letzte Publikation im Anschluss daran in der Rezension von Ursula Klingenböck gewürdigt wird.

Dadurch, dass er an dieser Stelle ins Wort gehoben wird, soll auch der Dank des Herausgebers sichtbar werden, der vor allem der *ide*-Redaktion, namentlich Ursula Esterl, sowie der für Layout und Satz zuständigen Marlies Ulbing für die hervorragende Zusammenarbeit gilt. Ohne die freundliche Unterstützung von Gerald Eschenauer vom Verein BUCH13 (www.buch13.at) wäre die wie stets vorbildliche Covergestaltung des Hefts durch Walter Oberhauser nicht möglich gewesen, auch ihnen sei hiermit herzlich gedankt.

ARTUR R. BOELDERL

Literatur

- DE MAN, PAUL (2008): Der Widerstand gegen die Theorie (1987). In: Kimmich, Dorothee (Hg.): *Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart*. Vollst. überarb. und aktualis. Neuausg. Stuttgart: Reclam, S. 318–330.
- HOFMANNSTHAL, HUGO VON (1900): *Der Tor und der Tod*. Leipzig: Insel.
- KEMP, PETER (1970): Phänomenologie und Hermeneutik in der Philosophie Paul Ricœurs.

In: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 67/3, S. 335–347.

- LACAN, JACQUES (1978): *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch XI* (1964). Übers. von Norbert Haas. Olten u. a.: Walter.
- MERLEAU-PONTY, MAURICE (1986): *Das Sichtbare und das Unsichtbare. Gefolgt von Arbeitsnotizen*. Hg. von Claude Lefort. Übers. von Regula Giuliani und Bernhard Waldenfels. München: Fink.
- MEYER, URSULA I. (1990): *Das Symbol gibt zu denken. Eine Untersuchung zur Symbolinterpretation bei Paul Ricœur*. Aachen: einFACH-verlag.
- MUSIL, ROBERT (2009): *Klagenfurter Ausgabe (KA). Kommentierte Edition sämtlicher Werke, Briefe und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften*. Hg. von Walter Fanta, Klaus Amann und Karl Corino. Unter Mitwirk. von Rosmarie Zeller. Klagenfurt: Robert-Musil-Institut der Universität Klagenfurt. DVD-Edition.
- RICŒUR, PAUL (1974): *Der Konflikt der Interpretationen 2. Hermeneutik und Psychoanalyse*. Übers. von Johannes Rüttsche. München: Kösel.
- STOELLGER, PHILIPP (Hg., 2014): *Un/sichtbar. Wie Bilder un/sichtbar machen*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

ARTUR R. BOELDERL ist Senior Researcher im FWF-Projekt »MUSILONLINE - interdiskursiver Kommentar« am Robert-Musil-Institut für Literaturforschung/Kärntner Literaturarchiv der AAU Klagenfurt und Universitätsdozent am Institut für Philosophie ebenda, Kurator von musilonline.at und Redaktor des *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse* sowie Wissenschaftlicher Beirat der *Linzer Beiträge zur Kunstwissenschaft und Philosophie*.

E-Mail: artur.boelderl@aau.at